

ESSAY ÜBER DEN ZUFALL

In Zeiten von durchgeplanten Tagesabläufen, synchronisierten Terminkalendern und permanenter Optimierung ist der Zufall ein seltener Gast geworden. Schlimmer noch: Er wurde zum Feindbild moderner Lebensführung verklärt. Nicht Herr der Lage zu sein oder die Kontrolle abzugeben, ist eine Vorstellung, vor der wir uns, seien wir mal ehrlich, alle fürchten.

Verständlicherweise. Denn wir sind es gewohnt mit Navi und Smartphone jeden Weg zu finden, das Wetter von morgen zu kennen und dank des Internets auf jede Frage die passende Antwort zu haben. Neue Technologien und *Tracking*-Tools machen das Leben kontrollier- und gleichzeitig optimierbar. «Planung ist das halbe Leben» lautet ein bekanntes Sprichwort. Und es stimmt: Planung schafft Sicherheit, Orientierung und eine wertvolle Konstante, auf die (fast) immer Verlass ist. Doch wenn Planung sprichwörtlich das halbe Leben ist, was ist dann mit der anderen Hälfte?

Chaos? Armageddon? Weltuntergang? Nö. Einfach Raum für Überraschendes und Zufälligkeiten. Im Duden wird *Zufall* als das definiert, *was man nicht vorausgesehen hat, was unerwartet geschah*. Zufall ist die unbestimmbare Variable einer jeden Situation. Er fordert Offenheit, Spontaneität und Risikobereitschaft und hält dafür im Gegenzug das gewisse Ungewisse parat. Einen Deal, den Planungsbesessene und beständige Optimierer für faul halten. Dabei stehen die Chancen exakt 50:50, dass aus dem Zufall heraus etwas Positives erwächst. Einziger Haken: Zufall ist nicht planbar.

Aber anders ausgedrückt: Er ist einplanbar. Fangen wir also an, dem Zufall die Hand zu reichen. Laden wir ihn ein, sich in der einen oder anderen Situation zu uns zu gesellen. Er wird uns nicht enttäuschen – und wenn doch, dann müssen wir eben auch seine treuen Begleiter namens Störung, Irritation und Hindernis als Teil unserer Erfahrung begrüßen. Am Ende macht sich der Affront gegen unsere Komfortzone bezahlt: Neue Erfahrungen, die das Leben und nicht unsere Tagesplanung (vor)schreibt.

ESSAY ÜBER ERWARTUNGEN

Die Sonne scheint. Du läufst durch die Straßen von Rio, Sydney, Dubai oder Honolulu, in deiner Hand ein eisgekühlter Smoothie oder eine Zigarette. Du fühlst dich frei, bist auf Reisen. Hinter dir der Alltag, vor dir die Welt. Eigentlich könnte alles so schön sein. Eigentlich. Wenn da nicht das völlig überbeuerte Apartment wäre, das auf den Fotos viel besser aussah. Oder die legendäre Bar, die man gesehen haben muss, die die ganze Woche geschlossen hat. Oder deine Stirn, die auf jedem Selfie so unschön glänzt. Du bist am anderen Ende der Welt und...frustriert.

Jeder kennt solche Momente. Auf der angestrengten Suche nach außergewöhnlichen Erlebnissen abseits der ausgetrampelten Pfade fällt es immer schwerer, Orte ungezwungen und frei von Erwartungen zu entdecken. Die Gründe dafür sind zahlreich: die Versprechen der Tourismusindustrie, die «Erlebnissesellschaft», die Hyper-Individualisierung, die 24/7-Selbstvermarktung, die sozialen Medien, der ungeschriebene Backpacker-Kodex oder der heimliche Wunsch, als erfahrener Super-Traveller in die Geschichte einzugehen. Wieso machen wir uns das Leben so schwer?

Erwartungen blockieren Erfahrungen – und das sogar gleich doppelt: Erstens, weil man enttäuscht ist, wenn Situationen nicht wie erwartet eintreffen (die brutale Realität). Zweitens, weil man nicht das erlebt, was ist, sondern nur das, was man erwartet (das Gegenteil, die idealisierte Verklärung). Das Problem bei beiden Formen: Erwartungen lassen sich nicht mal eben in einem Essay wegdiskutieren. Sie existieren.

Und doch gibt es eine Möglichkeit, sich zumindest temporär von ihnen frei zu machen, ohne das eigene Wertesystem gleich völlig auf den Kopf zu stellen. Der Schlüssel dazu ist so simpel wie genial: per Zufall. Er entscheidet geduldig über Reiseziele, Mittagsmenüs oder Aktivitäten, während wir uns noch immer den Kopf zerbrechen, ob uns der Smoothie oder die Zigarette besser steht. Falls selbst die spielerische Naivität des Zufalls gegen den Erwartungsdruck nicht wirken sollte, gibt es nur noch eine Lösung: Sarkasmus und Galgenhumor.

Laut Kurt Tucholsky könnte das so aussehen: «Wenn du reisen willst, verlange von der Gegend, in die du reist, alles: schöne Natur, den Komfort der Großstadt, kunstgeschichtliche Altertümer, billige Preise, Meer, Gebirge (...). Ist das nicht vorhanden, dann schimpfe.»

ESSAY ÜBER EXPERIMENTE

Zugegeben, bei *Experiment* denkt man zuallererst an den Chemieunterricht: Knallbunte Flüssigkeiten, Pipetten, Petrischalen, verrückte Professoren in weißen Kitteln, kleine Explosionen und großes Staunen. In den Naturwissenschaften, so wurde uns damals erklärt, unterliegt ein Experiment einer Versuchsordnung mit klaren Anforderungen wie zum Beispiel der systematischen Veränderung von bestimmten Einflussgrößen oder der Reproduzierbarkeit des Experiments. Mittlerweile hat sich ein moderner Umgang mit dem Begriff etabliert, der, sehr zum Ärger der Herren in den weißen Kitteln, über die rein wissenschaftliche Definition hinausgeht. Für die schönen Künste, namentlich Musik, Literatur, Kunst und Theater, liegt das Wesen des Experimentellen zum Beispiel in ungewöhnlichen, fremden oder neuartigen künstlerischen Schaffensprozessen.

Die noch junge Geschichte des experimentellen Tourismus begann im Juni 1990 während einer Mittagspause in Straßburg. Irgendwann zwischen Früchte- und Käseplatte fingen der Franzose Joël Henry und zwei Freunde an, sich über die typischen Muster von Ferienreisen zu amüsieren – bis sie eine ungewöhnliche Idee hatten, die später als Gründungsexperiment in die Geschichte eingehen sollte: eine Gruppenreise nach Zürich, bei der alle zur gleichen Zeit, aber jeder für sich alleine reist. *Latourex* war geboren, das *Laboratoire de Tourisme Expérimental*. Die Organisation bezeichnet sich als Forschungslabor, das Reiseexperimente erfindet, sammelt, testet und online auf latourex.org in sieben verschiedenen Sprachen zugänglich macht. Alle Experimente sind universell anwendbar und folgen einem präzisen, wenn auch unkonventionellen methodischen Vorgehen. Dabei ist es nicht entscheidend, wohin man reist, sondern viel mehr *wie*. Oder anders ausgedrückt: Die Methodik ist das Ziel.

Eines ist den verschiedenen Bedeutungen von Experiment übrigens doch noch gemein: Der Experimentator kann das Resultat des Experiments nicht vorhersehen. Eine Tatsache, die entweder für Schweißperlen oder freudige Aufregung sorgen kann, definitiv aber für eine Überraschung.

ESSAY ÜBER SERENDIPITÄT

Serendipität und *Zufall* sind wie Bruder und Schwester. Beide nicht von schlechten Eltern und doch gibt es einen kleinen, aber feinen Unterschied (abgesehen davon, dass Serendipität viel seriöser klingt): Während der Zufall einfach passiv geschieht, lässt *du* Serendipität geschehen. Die Bezeichnung beinhaltet eine aktive Beteiligung am Handlungsverlauf in Form einer gezielten Suche nach etwas. Der Clou ist, dass man dabei Dinge entdeckt, nach denen man ursprünglich gar nicht gesucht hat.

Genau darin liegt das Wesen der Serendipität. Wundersam überraschende Entdeckungen, die gleichermaßen auf den *glücklichen Zufall* und die eigene Findigkeit zurückzuführen sind. Ein wachsamer Blick und der nötige Entdeckerwille tun ihr Übriges. Populäre Beispiele, die auf das Konto des Serendipitätsprinzips gehen, sind die Entdeckung Amerikas, wir erinnern uns, oder die Erfindung von Klettverschluss, Sekundenkleber, Post-it und LSD. Auch wenn Serendipität so alt wie die Menschheit selbst sein dürfte, fand man erst 1754 mehr oder weniger per Zufall den passenden Begriff dafür. Die Geschichte hinter der Wortherkunft ist so charmant, dass sie an dieser Stelle erzählt werden sollte. Genau genommen ist es keine Geschichte, es ist ein Märchen: *The Travels and Adventures of Three Princes of Sarendip*.

Die drei Prinzen wurden von ihrem Vater, König Gaffer, auf Reisen geschickt. Gerade in der Ferne angekommen, bittet sie ein Kaufmann um Hilfe, sein entlaufenes Kamel wiederzufinden. Ohne es jemals zuvor gesehen zu haben, schließen sie: Es muss auf einem Auge blind sein, einen Zahn verloren haben, lahmen, eine schwangere Frau tragen sowie auf der einen Seite Honig, auf der anderen Butter führen. Die Beschreibung ist so verblüffend genau, dass der Kaufmann sie gar verdächtig, das Kamel gestohlen zu haben. Doch sie können jede Schlussfolgerung klug belegen. Beispielsweise beobachteten sie zuvor auf dem Weg, dass nur das weniger grüne Gras gefressen worden war, weshalb das Kamel auf einem Auge blind sein muss. Zudem sieht man nur drei Fußabdrücke und eine Schleifspur, weshalb das Tier lahmen muss. Der Rest ist Geschichte: das Kamel wird gefunden, die Prinzen gefeiert und der britische Autor Horace Walpole, inspiriert von den Prinzen und ihren scharfsinnigen Zufallsentdeckungen, erwähnt den Begriff Serendipität zum ersten Mal. Happy End.

ESSAY ÜBER DEN ALLTAG

Wir lieben ihn und wir hassen ihn. Hassen für all die Eintönigkeit, Monotonie und das ewig rotierende Hamsterrad. Lieben für all die Rituale, das Vertraute, Verlässliche und Geborgene. Und doch steht fest: Der Alltag gehört zum Reisen wie Honolulu zum Heimatdorf.

Auf den ersten Blick also gar nicht (oder haben wir hier einen Glückspilz aus Hawaii?). Man bricht auf, um sich genau von jenem zu entfernen. Lässt den Alltag hinter sich, kostet von der süßen Freiheit eines anderen, unbeschwerten Lebens. Doch wenn man nur lange genug in der Ferne bleibt, schleichen sich auch dort Routineeffekte aus dem Hinterhalt ein. Und wenn man häufig genug verreist, dann wird der Akt des Reisens bald selbst zum Alltag. Zugegeben: Ein Luxusproblem. Doch ein echt dickes, in Zeiten, wo ein Kontinentalflug kaum mehr kostet als ein neues Paar Schuhe. *Forever Ferien* ist also keine Lösung.

Hilft nur noch die Flucht nach vorn. Touristisches Reisen schließt per Definition eine Rückkehr in den Alltag mit ein, basta. Egal ob wir von unserer ersten oder einhundertsten Reise heimkommen, ob wir eine Woche oder ein Jahr lang weg waren: Das alte Leben wartet brav Zuhause auf uns und kocht Kaffee. Keine schöne Vorstellung? Immerhin muss man der Heimkehr zu Gute halten, dass sie eine faszinierende Spannung aus Fremde und Vertrautheit bereithält: Der Moment, in dem wir zum ersten Mal wieder heimischen Boden betreten oder den Schlüssel zu unserer Wohnung umdrehen – man kennt jede Ecke, jeden Geruch, den Blick aus dem Fenster und doch ist alles seltsam fremd. Die Erlebnisse im Gepäck sind noch warm, während das alte Leben erst noch aufwärmen muss. Wir sind wieder zurück, aber noch nicht ganz angekommen.

Ach, könnte man doch bloß diesen wundersamen Zustand ein kleines bisschen verlängern! Nun ja, man kann. Die Kunst besteht darin, den Alltag als längste Reise von allen zu betrachten. Exploration vor der eigenen Haustür oder wie Walter Benjamin einst sagte: «Die Welt entdecken, in der man bereits lebt.» Überraschen wir uns, fordern wir uns heraus, achten wir auf das Große, Offensichtliche und das Kleine, Versteckte. Wir haben es in der Hand, welchen Kaffee der Alltag für uns kocht.